Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 2

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 9
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663163

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 9

«Nichts», sagt sie. «Ich bin ja ganz in Ihrer Hand, Otto. Ich danke Ihnen mein Leben lang für so viel Güte.» Und im schmalen Schatten des einen Barockpfeilers schliesst sie ihre Arme um seinen Hals, küsst den selig Ueberraschten auf beide Wangen und dann, ganz kurz nur, auf den Mund. «Jetzt gehen Sie rasch, ich warte auf Ihr Winken.» Sie lässt die Arme von ihm sinken.

Wie im Traum wandelt er durchs Tor. Biegt rechts am Buchbinder vorbei in die Gasse. Das Holperpflaster liegt gottlob im Mondschatten. Kein Schatten ist so schwarz und tief wie der vom Monde. Samten und silbern liegt die Nacht über dem Steinernen Winkel. Der Einbrecher wagt nicht zu atmen in der Stille. Verflucht, wenn das Vorlegeschloss eingehängt wäre! Er tastet an der Gittertür. Sie ist nur angelehnt, wie er's erwartet hat. Und der samtene Schatten deckt den Weg und die Kalkwände zur Linken. Nur auf dem Mauerrand zur Rechten und den schweren Ziegeldächern gleisst das grüne Silberlicht. Ganz leise knarrt das Gatter. Otto stellt den kleinen Koffer hinein. Er schleicht zurück. Er winkt ...

Sofort trippelt es über das Holperpflaster auf Fusspitzen durchs Tor zwischen den feudalen Pfeilern. Er fasst die Gräfin an der Hand, führt sie der Wand entlang und drängt sie jetzt in die Oeffnung des Magazins. Nichts sieht sie in dem rabenschwarzen Raum. Es könnte wahrhaftig ein Schloss sein, so zauberhaft verhüllt die warme Nacht die öde Rumpelkammer. Draussen singt ein leiser Wind in den Lindenkronen. Es duftet erdig und würzig von den Beeten her.

Fest hält die müde Gräfin Ottos Hand. Es raschelt von Papier. Er sucht etwas. Jetzt drückt er sie nieder; und sie fühlt weiches Polster unter sich. Er biegt ihren Kopf auf die breite hintere Lehne des alten Hausstücks und zieht ihr das Pelzchen über der Brust zusammen. Dann hebt er ihr die Beine auf das Lager; zieht ihr die kleinen Schuhe aus. Er spürt die schlanken Knöchel. «Elfenbeine!» träumt der Märchenprinz.

... Aber was war das? Mitten in der anmutigsten Beschäftigung hält Otto mit einem Ruck inne und umklammert voller Schrecken Lisbeths Fuss, um nur an irgend etwas Halt zu finden. Auch sie erschrickt ... Denn durch die Mauer hindurch hört man ein ziehendes Geräusch. Ist's ein Gespenst oder ein fernes Sägewerk? In einem Märchen ist schliesslich alles möglich ... O nein, 's ist diesmal nur der gewaltige Schnarch vom Fuhrmann Koller, der sich soeben im Bette umgewälzt hat, um seinen Rausch in Rückenlage auszuschlafen.

«Keine Angst», tönt es beschwichtigend in Lisbeths Ohr. Und selber tief erleichtert nach der Ergründung des fernen Klangs stellt Otto jetzt die Schuhchen unter Rüeggs Kanapee. Jetzt fühlt sie, wie sich die rauhe Rossdecke über sie legt und wie ihr armes, müdes Körperchen umwickelt wird — mit Wolle und mit Liebe. Ganz nahe flüstert's: «Schlafen ... jetzt schlafen. Gute Nacht.» Dann ein Kuss auf den Mund. Ein schüchterner und leiser Lippendruck. Doch sein Mund brennt heiss ... Dann schliesst sich leise knarrend die Holztüre.

Und ebenso leise und geheimnisvoll, wie er die Märchengräfin in ihr Elendschloss entführte, so gleitet er jetzt, die Schuhe in der Hand, hinauf in seine Kammer unterm Mond, wo an der Dachschräge die ganze Erde in Plakaten über ihm kreist. Zieht sich aus. Leert die Taschen. Ja, und was findet sich denn da? Ach ja der Brief ... der letzte Brief an Vreni ... mit all den Seelengründen und Gemütsbeweisen, die nun auf einmal nicht mehr nötig sind. Denn sie ist's ja nicht wert, das ewig heitere Fräulein, das keine Seele braucht. Man kann sie sich sparen ... die letzten Worte ... Ach, sie sind ja schon längst gesprochen ... Aber neue Worte gilt es jetzt zu finden, neue herrliche Worte, würdig Elisabeths, Gräfin von Lobeck ... die da unten im weiland Stallgebäude zwischen dem schnarchenden Fuhrmann Koller und dem guten alten Fritz ihres zart atmenden Schlafes pflegt ... um am Morgen in der freien Schweiz gerettet aufzuwachen.

Schon im Bette liegend zerreisst Otto den dicken Brief an Vreni in winzig kleine Stücke. und spürt dabei die Süsse der Wiedervergeltung: ein Rachegefühl für das von der Kokette dereinst zerrissene Herz ... das nun seit heute nacht um zwölf Uhr wieder ganz ist.

*

In der Gasse klirrt leise ein Fenster. War es der Wind von den Linden her? Oder war es wirklich der Buchbinder Rüegg? ... der trotz des dicken Bauches beim Vollmond nicht gut schlafen kann und mit phantastischem Gemüte nach bösen Spitzbuben späht?

Drittes Kapitel

Die Liebe ist stärker

Der Grossvater Weidmann sass im Esszimmer vor seinem kleinen, braunpolierten Sekretär am Fenster und rechnete. Auf der mit grünem Stoff überzogenen Tischplatte lagen Versicherungspapiere, Verträge, ein Sparkassenbüchlein und zwei blaue Schulhefte mit Zahlenreihen. Aber das momentan wichtigste Papier, auf dem der Alte mit einem ungewöhnlich dicken Bleistift Ziffern malte, zusammenzählte und wieder ausstrich, war nur die Rückseite eines bebilderten Abreisskalenderblatts. Durch das dünne Papier schimmerte der schwarze Stotzen des Wetterhorns und warf dunkle Schatten auf die Zahlenkolonnen von Grossvaters zittriger Hand. Aber noch viel mehr Dunkel lastete auf seinen Grübelgedanken hinter der schmalen und durchfurchten Apostelstirne, über der die Silberhaare wie zur Beschwichtigung der Sorgen seines alten Kopfes weiss aufleuchteten. Hin und wieder schob der Alte das Notizpapier von sich weg und spielte nachdenklich mit dem monströsen Zimmermannsbleistift. Er schloss die hellwässerigen Augen und lehnte sich ausruhend von der bösen Rechnerei im Stuhl zurück und hörte auf den Regen.

Das Polenkind

Draussen hatte das Wetter seine Launen. Es leistete sich einen jener den Zürcher altgewohnten klimatischen Scherze: durch grellen Wechsel von Sonnenstrahl und Wassersturz mitten im August noch den April zu spielen. Es troff vom Kännel des alten Stalls drüben ins Gässchen hinunter, in dessen geneigter Mitte sich ein kleiner Bach gebildet hatte, der über das Holperpflaster seine Katarakte warf. Dies geschah zur hellen Freude eines fünfjährigen Bübchens, das unter dem breiten Vordach am Stall des Alten Fritz auf den nächsten Unterbruch des Sturzregens wartete, um dann sogleich wieder mit seinen nackten, steckendünnen Beinchen im Wasser zu planschen. Brach dann die nächste Wolke entzwei und ergoss sich in Wassersäulen, dann mochte wohl Grossvater Weidmann sein Rechnen unterbrechen, das mit dünnem Rahmenwerk quadrierte Fenster öffnen und das Kind zum Unterstehen mahnen. Sonst würde die Mutter über die nassen Kleider schimpfen; denn die Hosen kosteten Geld, und davon, nämlich vom Gelde, hätte niemand zu viel.

Statt «niemand» hätte er beinahe «eusereis» gesagt. Aber das ging nun doch nicht an. Denn der kleine Knabe war kein Schweizer, sondern gehörte einer nicht allzu gewichtig beschäftigten österreichischen Schauspielerin vom Pfauentheater, die in einem der nahen Zeltweghäuser in einem Zimmer lebte, ohne einen Mann und Vater für ihr Kind. So fahrendes Volk, das war bigoscht nicht «eusereis». Solche hatten noch weniger Geld auf dem Sparbüchlein als die kleinsten Leute unter den Angesessenen. Sie gaben aber viel mehr aus, taten mit Schleierchen und Seidenstrümpfen viel feiner als sie waren, und gehörten nirgends hin. Ob seines fremden, schwer aussprechbaren Namens und der tiefen Schwärze seiner Haare und Augen, nannten die Leute im Revier den Knaben nur das «Polenkind».

Wenn seine Mutter auf der Probe war, so kümmerte sich niemand um das zarte Büblein, das dann mit Vorliebe in den Häuserhof des Steinernen Winkels einbrach, um den alten Fritz an seiner Futterkrippe zu besuchen, oder sich von Grossvater Weidmann die Bäume erklären zu lassen. Denn das tat er gern; und weil das Polenkind so gut zuhören konnte und seine alte Hand mit seinen Kinderpfötchen drückte und wärmte, so mochte er es leiden und verteidigte gelegentlich seine bewegliche Anwesenheit gegen die strengen Zuberbühlers, die es oft genug mit barschen Worten und dem Ausdruck «fröndi War» aus ihren flatternden Wäschekulissen herausjagten. Und wenn an einem zum Trocknen aufgehängten Leinenstück irgendein wehendes Blatt sich angeheftet oder gar ein Vögelchen sich nicht ganz ordentlich in acht genommen hatte, dann hiess es bei den Zuberbühlers gleich: «Das war der Raoul, das Polenkind.» Der Buchbinder Rüegg aber war nicht so. Er liess das muntere Büblein gern bei seiner Arbeit zusehen, und seine schlampige Frau gab ihm auch oft eine Schnitte Brot und einen Apfel mit der Bemerkung: dass solche Zigeuner ja immer Hunger hätten.

Grossmutter Weidmann ihrerseits hielt gar nicht viel von dem Polenbub, obwohl sie ihm gelegentlich die Nase putzte und ihm sogar einmal eine bös blutende Schramme am Knie auswusch, die

sich der Raoul durch einen harten Sturz aufs Holperpflaster zugezogen hatte. Sein schreckliches Geweine und Gebrüll fand die Grossmutter zwar etwas verächtlich für einen «so grossen Bub»; aber vor der dünngliedrigen Zartheit des kleinen Ausländers empfand sie doch ein bisschen mehr Mitleid als sie es an ein Kind ihrer eigenen Artung verschwendet hätte. «Du musst jetzt nicht so brieggen», sagte sie zum Trost, obwohl es ziemlich rauh klang. Und als der Raoul wie am Spiess weiterschrie, nahm die Alte an, dass er das «brieggen» eben nicht verstanden habe; und sie ersetzte das schwere Wort bald durch «brüelen», bald durch «greinen» und «schreien». Oh, sie gab sich Mühe mit der Güte. Doch als der Knabe endlich verstanden hatte und beschwichtigt war, da gab sie ihm durchaus nicht ein Stück Brot oder einen Apfel wie die verschwendungssüchtige Frau Rüegg. Denn die Grossmutter trieb die Sparsamkeit bei so wichtigen Lebenselementen bis zum Geiz, der sich in ihrer harten dünnen Nase scharf abzeichnete. Am Rümpfen dieser Nase sah man auch den bäuerischen Hochmut, aus dem heraus so ein hergelaufener Polenbub verachtet werden musste, der einem trotz der mässigen Behandlung mit einem verwunderlichen «Kiss' die Hand» und einem tiefen Kompliment Adiö sagte. «Grad wie ein Aff», murmelte Grossmutter Weidmann.

Vom Buchbinder Rüegg aber weiss man schon, dass er diese soziale Missachtung des fremden Kindes nicht teilte. Ein Mann wie er, der Wissenschaft, Kultur und Kunst einband und las, sah in dem Künstlerkind etwas in seiner Fremdheit Seltenes und sozusagen Poetisches, so wie man einen Papagei ob seiner Weitgereistheit und seines ungewohnten Farbenspiels bewundert — trotzdem es gar nicht sein Verdienst ist. Rüegg hatte halt ein Faible für das Ausserordentliche; und las zum Beispiel eben in einem zerrissenen alten Büchlein «Die Abenteuer des edlen und galanten Seigneur de Casanova», in welcher Geschichte allerlei passierte, das gar nicht eidgenössisch oder sonst alltäglich war. Er liebte ferne Klänge. Und da der Raoul auch ein paar polnische Verse kannte, so musste er sie dem schöngeistigen Rüegg gelegentlich vordeklamieren, und zwar auf den Befehl: «Mach' de Galöri, Raoul!» Und wenn das Kind dann sofort seine Reime mit weicher Melodie der Sprache klingen liess, dann fühlte sich der dicke Rüegg dabei grossartig wie ein Zirkusdirektor . . .

Jetzt eben drückte das Polenkind sein feines Näschen an das tiefgelegene Fenster, hinter dem Grossvater Weidmann seine Rechnungen machte, sich manchmal mit einem kleinen Seufzer zurücklehnte und starrenden Auges bald zur Decke sah, bald auf die Bilder, die den Wänden Leben gaben. Aber vor lauter Gegrübel sah er sie nicht: weder den goldgerahmten Stich der Schlacht von Sempach noch das über hundertjährige Aquarell mit der Beschiessung Zürichs durch General Andermatt noch den Pestalozzi unter den Waisenkindern in Stans. Nur auf die hoch auf dem Geschirr- und Bücherschrank thronende grell vergoldete Bronzeuhr unter dem Glassturz achtete er jetzt, da sie soeben mit feinsten Silberschlägen zwölf Uhr angab. Jetzt kam bald das Essen, und die Leute, die mitessen wollten: die Grossmutter, der Otto und vielleicht sogar der Arnold, obschon's bei seiner in letzter Zeit gar komplizierten Diensteinteilung nie mehr ganz sicher war. Wer aber sicher nichterscheinen würde, das war zu Grossvaters tiefem Leid die Gerti. Wo ass die wohl zu Mittag, irgendwo in der weiten Welt? Ja, und der Arnold hatte sogar davon gesprochen, dass es bald zweckmässig für ihn sein würde, im Bahnhofsquartier ein Zimmer zu nehmen; denn der weite Weg hierher sei halt so gar nicht praktisch. Herrjesis, sinnt der Alte, «zu miner Zit» hat man keine Trams und Lifts und Autos gehabt, und es ist doch gegangen, und ohne dabei vor lauter Hast nervös zu werden. Denn man hat sich auf seinen Gängen und beim Treppensteigen körperlich genugsam angestrengt, um nicht erst mit dem Sport sich künstlich zu ermüden und einen gesunden Schlaf zu sichern. Heute aber ist ein Fussgang von zwanzig Minuten für einen ausgewachsenen Lokomotivführer schon nicht mehr «praktisch» und gilt als Zeitvergeudung. Aber vor lauter Zeitersparnis haben die Jungen keine Zeit mehr. Jetzt denkt der Arnold gar ans Ausziehen, obgleich er schon über fünfzig ist; und fühlt sich jung genug sich zu verändern. So jung war der Grossvater sein ganzes Leben lang nie gewesen, um irgendwelche Veränderungen im Essen, Schlafen oder Wohnen gutzuheissen. Leider wird's ihm auf seine alten Tage nicht erspart.

Die Haushaltung verändert sich gründlich. Da gibt's jetzt allerhand neu umzurechnen, selbst wenn der Arnold noch die Hälfte vom früheren Zinsbetrag weiterzahlt. 's sind fünfunddreissig Franken. Es wird dann hier ja ziemlich einsam werden, trotz dem Otto und dieser neuen Mieterin da, die seit dem ersten August im Zimmer von der Gerti wohnt — eine Studentin von der Kunstgewerbeschule, die durch des Jungen Vermittlung das

Zimmer nahm, für dreissig Franken im Monat. Das ist nicht viel, aber die Kammer bietet eben auch nicht viel; und alles will heute Zentralheizung und Bad und elegante Möbel. Aber so wenig es ist, man muss halt heutzutage damit rechnen. Die Gerti hat uns nur zwanzig Franken abgegeben. Von der Neuen kommen also zehn Franken mehr hinzu. Der Zins von siebzehntausend Franken Sparvermögen ergibt nur eine Monatsrente von höchstens siebzig Franken, und mit der Altersversicherung zusammen kommt man noch nicht auf zweihundert. Und wenn der Arnold für Ottos Logis nicht etwas zahlt, falls der Lausbub seinen Verdienst aufgibt und sich dem Kunstgewerbe ganz verschreibt, so fehlen wieder zehn bis fünfzehn Franken vom früheren Budget. Und wie man's auch rechnet, man wird ärmer und ärmer in seinem eigenen Hause.

Zu all dem Kummer waren unlängst auch die Geometer auf dem Hof erschienen, mit ihren gelben Masstäben und roten Stangen, und hatten die Häuser und das ganze Grundstück von Hauser & Vuillemins Fabrik bis zur Gemeindestrasse hinüber vermessen. Warum geschah das? fragte sich ahnunsgvoll Grossvater Weidmann.

«Es ist vorläufig nur ein Projekt», beruhigte ihn der noch sehr junge Architekt Freudweiler, der sich durch seine kühne Sachlichkeit, mit der er «Wohnmaschinen» baute, bereits einen Namen gemacht hatte. Er klopfte Weidmann milde auf die Schulter: «Sie müend nanig use.» Aber bei diesen Trostesworten sah er dem Alten gar nicht richtig in die Augen, obschon er eine grosse Hornbrille trug; denn seine ganze Aufmerksamkeit und Hochachtung galt einem zwerghaft kleinen, glattrasierten und etwas buckligen Herrn, der trotz seines verbrauchten breiten Hutes nur der «Millionär Stämpfli» genannt wurde, was er vielleicht auch war. Denn er besass in Wiedikon ein ganz neues Häuserquartier. Und der da sah nun der Vermessung zu mit kalten Augen, und sagte wie gewohnt kein Wort.

«Sie müend nanig use» ... tönte es in Grossvaters Ohr und Seele nach. Ein böses Wort, ein drohendes Schicksal: «noch nicht» müsse er heraus, aus seinem Heim und Hof. Nun, enteignen konnten sie ihn ja nicht, falls da ein Grossprojekt über sein Anwesen wie ein Spinnennetz gespannt würde. Und wenn dem Stämpfli auch schon alle die Liegenschaften und Gebäude von den Vuillemins, dem blöden Hämig, und sogar der Zuberbühler'sche Häusertrakt gehörten, sei's durch Verkauf oder Verpfändung, so blieben die vier zweistöckigen Fenstergeschosse des Weidmannschen Anbaus immer noch der unveräusserliche Besitz des Grossvaters. Er hat als Herr seines Hauses für heute noch ein sehr gewichtiges Wort zu dem Generalplan beizutragen. Allerdings konnte man auch verführt werden durch eine verlockende Verkaufssumme, die alle traurigen Rechnereien wie die heutige da für künftig mit einem Schlage überflüssig machen würden. Man musste dann aber irgendwo in ein fünfstöckiges Mietshaus ziehen, meinetwegen oben am Zürichberg mit Aussicht auf den See. Aber sein Haus und seine auf dem Buckel gewachsene Schale hatte man nicht mehr ... und kam sich dann so fremd vor, fast wie der Raoul, das Polenkind.

Der Grossvater erhob sich. Die Sonne gab soeben ein kurzes Gastspiel zwischen den Regenschauern. Er wollte einmal zum Himmel nach dem Wetter sehen. Raoul freute sich, als Weidmann unter der Tür erschien und rief ganz laut das landesübliche: «Grüezi» mit einem durchaus nicht landesüblich rollenden rrr. Der Grossvater strich ihm über die schwarzen Haare, blickte zum Himmel hinauf, wie er sich's vorgenommen hatte; fand das Wetter sehr unbeständig und charakterlos; und sah dann wieder nach dem Knaben.

«Sing doch den Garibaldi, Grossvater», bat nun das Kind, indem es mit den alten Fingern des alten Gärtnermannes spielte.

«Hä, sing's doch selber. Mir ist's jetzt grade nicht ums singen», entgegnete der Grossvater.

«Aber du kannst es viel schöner, weil du doch selber ein Soldat warst», drängte der Knabe. «Es ist ja nur so kurz.»

Da gab denn der Grossvater nach, und sprach mehr als er sang die verschollenen Reime, zu denen die Orgelmänner früherer Zeit einst eine schöne Begleitmusik gedreht hatten:

O Garibaldi,
du edle Seele,
d'Chugle isch jetzt dusse.
Jetzt isch der wider wohl.»

(Fortsetzung folgt)